



# Kulturschätze

im Blickpunkt

Sakralkunst



OSTSTEIERMARK

Heft 1/2019



<b>INHALT</b>	<b>Seite</b>
Vorwort	3
Sakralkunst im mittleren Raabtal	4-8
Das Orgelpositiv der Friedhofskirche Pischelsdorf	8-12
Aegidius Schenk – ein fast vergessener Komponist aus der Steiermark	12-16
Kulturelle und künstlerische Beziehungen der österreichischen Barfüßerklöster	17-21
Herrscherkapelle nicht Karner!	22-27
Auf den Spuren der Romanik rund um Hartberg	28-31
Peter Meier-Bergfeld, ein Nachruf	32-34
Autoren	35

## **IMPRESSUM**

Verleger:

Sakralkunst Oststeiermark (Verein zur Förderung sakraler Kunst in der Oststeiermark)

Obmann: Josef Hofer, 8223 Stubenberg, Steiermark

Fotos: S. 1, 4 rechts, 5, 6, 8: Reinhard Weidl (Verlag Sankt Peter, Salzburg), S. 9, 21: Robert Hahn (Gute Idee), S. 18: Franz Vorderwinkler, S. 1 Mitte, 19: Pfarre Sankt Augustin in Wien, S. 13: Gemeinde Birkfeld, S. 14: Manfred Werner/Wikipedia, S. 29, 30: Bundesdenkmalamt, S. 29: Tourismusregionalverband Oststeiermark, S. 22, 27: Tourismusverband Hartberg/Bernhard Bergmann, RS: Stadtmarketing Postl

Grafik: Doris Allmer

## Zum Geleit

Das neue Heft der Publikationsreihe des Vereins „Sakralkunst Oststeiermark“ beinhaltet zwei auf Hartberg bezogene kunsthistorischen Beiträge: „Herrscherkapelle nicht Karner“ von Claus Pressl, sowie „Auf den Spuren der Romanik rund um Hartberg“ von Gottfried Allmer. Von Christian Schleicher stammen eine Biographie des vor 300 Jahren in Burgau geborenen und in Birkfeld aufgewachsenen Komponisten Ägidius Schenk sowie ein Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Journalisten und Schriftsteller Peter Meier-Bergfeld. Gottfried Allmer hat drei weitere Beiträge verfasst: „Sakralkunst im mittleren Raabtal“, „Das Orgelpositiv der Friedhofskirche Pischelsdorf“ und „Kulturelle und künstlerische Beziehungen der österreichischen Barfüßerklöster“.

Für das Zustandekommen dieses Heftes gilt es hier an dieser Stelle den Autoren, sowie dem Redaktionsteam einen aufrichtigen und herzlichen Dank auszusprechen.

Josef Hofer

Obmann, Verein Sakralkunst Oststeiermark

## Dank und Gratulation

Unser wichtigster Autor, Gottfried Allmer, das sei hier erwähnt, feierte heuer bei „seiner“ Orgel in Maria Fieberbründl den 60. Geburtstag. Er hat vor 25 Jahren ganz maßgeblich am Orgelbauprojekt in der Wallfahrtskirche mitgewirkt. Derzeit ist es noch zu früh, um sein Lebenswerk zu würdigen, aber der Kulturschriftsteller aus St. Johann bei Herberstein hat sich in ganz Österreich und darüber hinaus einen exzellenten Ruf als Kenner der Kirchen und Orgeln erworben, hat weit über hundert Ortschroniken verfasst und ist als Orgelreferent in der Diözese Eisenstadt tätig. Trotz seiner vielen Arbeit nimmt er sich immer wieder für die Sakralkunst seiner Heimat Zeit und verfasst wesentliche Beiträge für unsere Publikationen. Und, was für den Sakralkunst-Verein auch nicht ganz unwesentlich ist, ehrenamtlich.

Also, die besten Glückwünsche auch an dieser Stelle an Gottfried Allmer und wir freuen uns schon auf seine weiteren Aufsätze zu den sakralen Kulturdenkmälern in der Oststeiermark!

Josef Hirt

Schriftführer, Verein Sakralkunst Oststeiermark

## Sakralkunst im mittleren Raabtal

Die Herbstfahrt 2017 hatte vier interessante Kirchen im mittleren Raabtal zum Ziel.

In den Jahren 1743 bis 1747 wurde die heutige Marienkirche in **Gleisdorf** mit dem anschließenden damaligen Piaristenkloster (1824 aufgehoben) erbaut. Hier stand seit dem 15. Jahrhundert die Gleisdorfer Bürgerspalkirche, die um 1664 neu gebaut worden war.

Für das heutige Kirchengebäude konnte der Stifter Kardinal Sigismund Graf von Kollonitsch, als Grundherr der zuständigen Herrschaft Freiberg, den Wiener Hofbaumeister Mathias Gerl gewinnen, der damit auch eine neue interessante Kirchenarchitektur, nämlich die Verschmelzung von Langhaus und Zentralraum mit einer flachen Kuppel in der Raummitte, die der hervorragenden Raumakustik dieser Kirche besonders zuträglich ist, in die Steiermark brachte.

Der schlichte und zugleich monumentale Hochaltar aus der Zeit um 1762 aus Untersberger Marmor wirkt wie ein überdimensionaler Portalbau und zieht damit das Auge des Betrachters auf die zierliche spätgotische Marienfigur, dem kultischen Zentrum dieser Kirche. Die seitlichen Doppelaltäre – eine Rarität in unserer Region – werden von großflächigen Ölbildern dominiert – nordseitig Johann von Calasanz, der Gründer des Piaristenordens sowie Anna mit der noch kindlichen Maria, südseitig die Kreuzigung Jesu und Johann Nepomuk vor Maria mit dem Jesuskind.



Die Kanzel des Gleisdorfer Bildhauers Johann Conrad Schulz, geschaffen um 1770, wirkt hingegen zurückhaltend zierlich. Für die 1774 von Franz Xaver Schwarz geschaffene Orgel musste die Empore erweitert werden. Das gegenwärtig eingebaute Instrument stammt aus dem Jahr 1994 und wurde als Opus 200 stilgerecht von der Orgelbaufirma Jann in das bestehende Gehäuse von 1774 eingebaut.

Die Pfarrkirche **St. Margarethen an der Raab** ist eine der wenigen gotischen Kirchen in der Oststeiermark. Die Jahreszahl 1322 am Westturm vermittelt die Erinnerung an einen älteren Vorgängerbau, der Glockenturm selbst wurde 1616 umgebaut und 1796 mit der stark eingeschnürten Turmkuppel baulich zum Abschluss gebracht. Das prächtige Kielbogenportal an der Südseite mit der Jahreszahl 1513 verweist auf die Bauzeit des dreijochigen Langhauses mit anschließendem Ostchor. 1720 und 1732 wurden beiderseits barocke Kapellen angebaut.

Die heutige Innenausstattung zeugt vom Gestalterwillen verschiedener Jahrhunderte. Die Wandmalerei der Bergpredigt rund um den Triumphbogen wurde erst 1931 angebracht und steht am Ende einer 1898 nach Entwürfen von Johann Pascher einsetzenden Regotisierungsphase, von der nur noch die Kanzel am ursprünglich zgedachten Ort erhalten blieb, während der neugotische Hochaltar 1970 in die barocke Südkapelle überstellt wurde.

Der dort vorhandene zierliche Spätbarockaltar wurde 1970 als Hochaltar neu adaptiert, der dazu etwas überdimensionierte Tabernakel von 1765, geschaffen vom Gleisdorfer Bildhauer Andreas Pogner stammt noch vom ursprünglich barocken Hochaltar.



Die neugotische Hochaltarmensa dient seit 1970 als Volksaltar, flankiert vom modernen Ambo und Taufbecken, beides Werke des sehr populären weststeirischen Bildhauers Alfred Schlosser. 1843 wurde noch der Seitenaltar in der Marienkapelle errichtet, während die Altarbilder der ehemaligen Seitenaltäre, geschaffen 1794 von Anton Jäntl, nunmehr im Langhaus zu sehen sind. Die mächtige dreiachsige Musikempore steht ganz im Gegensatz zur neugotischen Orgel, die 1888 von Franz Gorsic in Laibach (Ljubljana) gebaut wurde. Die barocke Orgel von 1753 befindet sich seither in Klein-Mariazell am Eichkögl. Somit war in St. Margarethen die Orgel das auslösende Moment für die Regotisierung der Kirche, nicht die Altäre.

Die Pfarrkirche St. Florian in **Kirchberg an der Raab** wird in ihren Fundamenten wohl ins 13. Jahrhundert zurückgehen, ist heute aber ein Konglomerat verschiedenster Stile aus allen Jahrhunderten.

Um 1450 wurde dem mittelalterlichen Langhaus ein gotischer Chorbau angefügt, das Langhaus folgte bis etwa 1526 ebenfalls im Stil der Gotik, woran heute nur noch die Eingangsfront unter dem Glockenturm erinnert.

Statistische Probleme führten 1686 zum barocken Umbau der Kirche, dazu kamen 1700 und 1757 noch barocke Seitenkapellen und eine dreiachsige Musikempore. Der massive Glockenturm erhielt 1804 seine heutige Dimension mit dem mächtigen achteckigen Zwiebelhelm, der weit ins Land leuchtet. 1894 wurde die Portalfront beiderseits des Eingangs architektonisch erweitert, die Statuen und die Kirchentüren wurden von Franz Donner 1979 bzw. 2005 neu gestaltet.



In den Jahren 1850/52 erfolgte eine erste nachbarocke Ausstattungsphase, woran noch das Hochaltarbild erinnert (Joseph Wonsiedler). Im Jahr 1912 erfolgte eine Neuausstattung im Stil der Neugotik von Ludwig Kurz-Thurn und Goldenstein. Davon zeugt heute noch der ehemalige Hochaltar, der 1972 in die linke Seitenkapelle übertragen wurde. Aus der Barockzeit hat sich lediglich der Marienaltar in der rechten Seitenkapelle erhalten. Aus dem Jahr 1742 stammen ein Altarbild und einige Statuen, die sich heute auf den Altären befinden.

Die gegenwärtigen Altarbauten im Stile des Neobarocks wurden alle erst 1972 (!) im Zuge der Kirchenrenovierung aufgestellt. Vorbild dafür war die Kanzel aus der Zeit um 1780, geschaffen vom Gleisdorfer Bildhauer Johann Conrad Schulz. Der heutige Hochaltar von 1972 umfasst barocke Statuen, das Altarbild von 1850 und einen Tabernakel von 1807, Volksaltar und Ambo wurden von Franz Weiß entworfen. Die gesamte Kirchengestaltung von 1972 wurde von Valentin Schaunigg geschaffen. Die seitlichen Architekturteile und der gesamte Figureschmuck der Seitenaltäre aus der Zeit um 1764 wurden erst 1972 in die heutige Form gebracht.

Die Orgel und die Emporenbrüstung stammen aus dem Jahr 1806. Die damalige Orgel wurde von Ludwig Greß aus Graz erbaut. Während das Gehäuse in der Emporenbrüstung noch original erhalten ist, wurde das Hauptgehäuse schon 1875 von Michael Rupnik verändert und das Mittelfeld verbreitert. Die heutige Orgel wurde 1964 von Reinisch-Pirchner errichtet.

Erwähnenswert ist noch eine der ältesten Glocken der Oststeiermark, gegossen 1457 von Hans Mitter in Judenburg.

Die Pfarr- und Wallfahrtskirche **Klein-Mariazell am Eichkögl** geht auf die Ursprungskapelle von 1853 zurück, die heute noch in dem kleinen Raum neben dem Haupteingang erhalten ist. Dort befindet sich auch ein schöner klassizistischer Altaraufbau mit einer Kopie der Gnadenstatue von Mariazell.

Der heutige Kirchenbau wurde in den Jahren 1883 bis 1890 erbaut und im neobarocken Stil gestaltet. Am Hochaltar aus der Bauzeit wurde eine weitere Kopie der Gnadenstatue von Mariazell aufgestellt.

Der klassizistische Tabernakel stammt aus der Pfarrkirche Hitzendorf.

Die Kanzel wurde aus der Pfarrkirche Graz-Karlau nach Eichkögl übertragen, der Seitenaltar St. Michael folgte erst 1920.

Auf der Musikempore befindet sich die barocke Orgel aus der Pfarrkirche St. Margarethen an der Raab, das Hauptgehäuse schuf 1753 der Grazer Orgelbauer Ferdinand Schwarz, das Brüstungspositiv baute 1794 sein Sohn Franz Xaver Schwarz. Das Orgelwerk wurde 1938 von Orgelbau Reinisch aus Steinach in Tirol erneuert.

Die Kirche Klein-Mariazell war und ist eine beliebte Wallfahrtskirche, seit 1926 auch Sitz einer Pfarre. Hinter dem Hochaltar befindet sich ein äußerst sehenswertes Kirchenmuseum, dessen Besuch man keineswegs versäumen sollte.



Gottfried Allmer

## Das Orgelpositiv der Friedhofkirche Pischelsdorf

Am 21. Oktober 1973 fand in der eben restaurierten Friedhofkirche von Pischelsdorf ein denkwürdiges Orgelkonzert statt. Konrad Zöhler aus Oberschützen spielte Werke von Froberger, Pachelbel, Händel, Sweelinck u. a. Es wirkten weiters mit: Edith Holzer (Alt), Wilhelm Pogertschnig (Orgelpositiv), Ottokar Höfler (Violoncello) und Titus Lantos (Flauto dolce). Wohl seit dem Zweiten Weltkrieg war das kleine Orgelpositiv mit fünf Registern nicht mehr spielbar gewesen. Als man 1965 mit der Einrichtung eines Heimatmuseums im Nebengebäude der Friedhofkirche begann, fand man diese kleine Orgel unspielbar vor. Titus Lantos, der Mentor des Museums, sammelte alle zum Orgelpositiv gehörigen Teile und herumliegenden Pfeifen auf und konnte sie so vorläufig vor weiterem Schaden bewahren.



Als nun 1969/70 anstelle des bisherigen Nebengebäudes eine neue Aufbahnhalle errichtet wurde, bekam auch die Friedhofskirche wieder ihre ureigenste liturgische Funktion zurück.

Da nun die meisten Begräbnisfeiern in der Friedhofskirche stattfanden, war auch eine Orgel notwendig. Titus Lantos konnte in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt auf Initiative des Heimatkreises „Südliche Kulmlandschaft“ die Restaurierung dieses Orgelpositivs an die Grazer Orgelbaufirma Krenn in Auftrag geben. Die zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieser Arbeiten noch ausstehende Restfinanzierung übernahm das Bundesdenkmalamt, und so erhielt die Pfarre Pischelsdorf ihr eigentümliches Orgelpositiv kostenfrei spielbar wieder zurück.

Im Zuge der Restaurierungsarbeiten konnte eine Inschrift mit der Jahreszahl 1751 gefunden werden, so dass eine mögliche Datierung vorliegt. Die Frage nach dem Orgelbauer führt zu interessanten örtlichen Gegebenheiten, war doch zu dieser Zeit in Pischelsdorf ein Orgelbauer ansässig, nämlich Jakob Erber, der auch als Uhrmacher tätig war. Leider konnte sein Wohnsitz bis jetzt nicht gesichert werden. Otto Biba vom Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien richtete 1998 an den Verfasser eine Anfrage, da er bei einer Auktion ein Messbuch gefunden hatte, das folgenden Besitzvermerk enthält:

„Von mir jacob Leber, Orgl- und Uhrmacher, Wohnhaft in Hoch Grafflichen Herbersteinschen Marckt Pischlstorff in unter Steyer-marckt 1736“.

Friedhofskirche Pischelsdorf



Orgel in der Friedhofskirche

Sakralkunst

OSTSTYERMARK

Im Inneren der Orgel der Pfarrkirche von Stallhofen konnte der Verfasser gegen 1995 folgende Inschrift vorfinden: „Dise Orgl ist ausbuzt, repariert und gestimt worden von Jacob Erber, Orglmacher auch Uhrmacher in Graff Gundakerische Herbersteinische Markt Pischlstoff, den 31. July 1752.“

Die Auswertung steirischer Kirchenrechnungen ergab zudem folgende Arbeitsnachweise für den Pischelsdorfer Orgelbauer (alles Reparaturen):

1735 Festenburg; 1737 Anger, Filialkirche; 1740 Söchau; 1746 Gleisdorf; 1749 Bad Radkersburg; 1752 Stallhofen und 1755 St. Ulrich in Kùlml.

Den Kirchenrechnungen der Pfarrkirche Kaindorf ist zudem noch ein wesentlich wichtigerer Hinweis zu entnehmen: 1750 kaufte Jakob Erber die alte Orgel der Pfarrkirche Kaindorf. Sie wurde 1690 vom Grazer Orgelbauer Johannes Lilling erbaut und besaß fünf Register.

Wenn nun in der Orgel der Pischelsdorfer Friedhofskirche an einer Pfeife die Jahreszahl 1751 zu sehen ist, so liegt es sehr nahe, dass Jakob Erber die alte Orgel aus Kaindorf hier in der Friedhofskirche von Pischelsdorf neu aufgestellt hat. Die dreiachsige Prospektfront besitzt im Mittelteil ein originelles Durchblicksfenster, so dass festgehalten werden kann: die hinterspielige Orgel stand auf einer Musikempore direkt an der Emporenbrüstung, und der dahintersitzende Organist konnte mittels Durchblicksfenster die liturgische Handlung am Altar sehr gut überblicken.

Die Schleierbretter über den Prospektpfeifen sind vergoldete Schnitzereien, die stilistisch erst 1751 anzusetzen sind. Erber hatte demnach also das vorhandene Gehäuse lediglich stilistisch dem neuen Geschmack angepasst, ansonsten aber das Werk von 1690 übernommen.

Die Disposition der Orgel lautet:

Manual (C, D, E, F, G, A – c''')

- |                     |  |
|---------------------|--|
| 1. Principal 2'     | Zinnpfeifen, 1972 neu, teilweise im Prospekt   |
| 2. Mixtur 1' + 2/3' | Zinnpfeifen, 1972 neu (rep. c°, c', c'')   |
| 3. Quinta 1 1/3'    | C – f' alte Zinnpfeifen, die jedoch aus einer anderen Orgel stammen müssen, es handelt sich um ursprüngliche Oktavpfeifen, die Signaturen deuten auf die Werkstätte Schwarz. |
| 4. Koppelflöte 4'   | Holzpfeifen, gedeckt, ab cs'' neu, vorher alt  |
| 5. Koppel 8'        | Holzpfeifen, gedeckt, alt  |

Lange Zeit war in der Friedhofkirche Pischelsdorf auch der Prospekt der alten Pfarrorgel aufgestellt. Dieses Instrument war 1799 vom Grazer Orgelbauer Ludwig Greß erbaut worden, der aus dem Elsass nach Graz gekommen war und 1780 durch die Heirat der Witwe nach Kaspar Mitterreither auch dessen Werkstätte, nunmehr in dritter Generation, weiterführen konnte. Als er 1824 die neue Orgel für die Pfarrkirche Maria Rojach in Kärnten aufstellte, vermerkte er in deren Gehäuse, es sei seine 44. Orgel. In der Folge konnte er noch einige Werke errichten und verstarb schließlich am 27. September 1824.

Für das Jahr 1799 sind zwei größere Orgelneubeuten aus dieser Werkstatt überliefert, die, wie fast alle Werke dieses Orgelbauers, je nach Größe, einem immer wiederkehrenden Bauschema folgten. So verwundert es also nicht, wenn 1799 sowohl in Krieglach als auch in Pischelsdorf gleich aussehende und klanglich fast übereinstimmende Instrumente gebaut wurden.

In den Kircheninventaren des 19. Jahrhunderts ist stets von einer Orgel mit 17 Registern die Rede. 1845 fand eine größere Reparatur durch Philipp Tischler aus Graz statt, 1877 lieferte Friedrich Werner ein neues Windwerk, ersetzte den Subbaß 16' durch neue Pfeifen und baute im Positiv anstatt der Quint 1 1/3' eine Gamba (wohl 4'?) ein. So blieb die Orgel bis 1898 erhalten.

Hans Heiling untersuchte 1955 den noch vorhandenen zweimanualigen Spieltisch und überliefert uns auf diese Weise wichtige Daten. Der Klaviaturnumfang war 1799 für die Steiermark schon modern: C, D, E, F, G, A – f''', kurze Unteroktave, aber im Diskant schon ausgebaut bis f''', also 50 Töne. Im Pedal hingegen wurde weiterhin der überlieferte Umfang C, D, E, F, G, A – a°, also 18 Töne, gebaut.

#### Disposition der Orgel von 1799

Hauptwerk	Positiv	Pedal
Principal 8'	Copel 8'	Subbaß 16'
Bordun 8'	Flöte 4'	Bordunbaß 8'
Gedackt 8'	Principal 2'	Gedacktbaß 8'
Waldflöte 8'	Quint 1 1/3'	Octavbaß 4'
Octav 4'		Rumula
Flöte 4'		
Quint 2 2/3'		
Mixtur IV 2'		

Die Orgel für Pischelsdorf wurde 1898 in die neu erbeute Pfarrkirche übertragen, jedoch nur noch als Interimswerk ohne das II. Manual (Positiv), um 1913 einer wesentlich größeren neuen Orgel zu weichen. Bis etwa 1968 standen die noch erhaltenen Teile schließlich in der Friedhofkirche, dann wurden sie leider vollständig vernichtet. Hans Heiling aus Wien verdanken wir ein Foto aus der Zeit um 1955 und eine Bestandsaufnahme der damals noch vorhandenen Teile: der vollständige Gehäuseaufbau des Hauptkastens, einige Holzpfeifen und der Spieltisch mit den Registerschildchen.

Christian Schleicher

## Aegidius Schenk – ein fast vergessener Komponist aus der Steiermark

Dass sich der Geburtstag zum 300. Mal jährt, ist ausreichend Grund den steirischen Komponisten Aegidius Schenk (auch Schenckh, Schenk) aus der Versenkung zu holen. Einen wichtigen Beitrag, das Leben und Wirken zu erhellen, hat vor fast 50 Jahren bereits Edeltraud Benczik geleistet. In ihrer Dissertation *Aegidius Schenk als Messenkomponist. Ein Beitrag zur Musikpflege der steirischen Minoriten*<sup>1</sup> und in einem Artikel im Organ des historischen Vereins der Steiermark<sup>2</sup>, würdigt sie seinen Beitrag zur Musikgeschichte.

### Leben

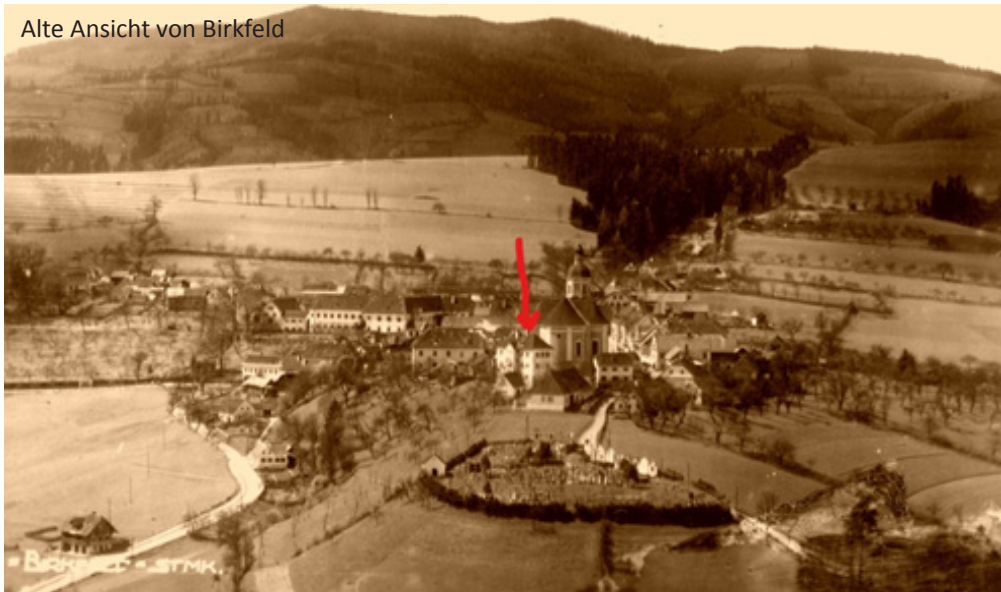
Am 2. November 1719 ist in der Pfarrkirche Burgau Franz Josef Schenk, Sohn des örtlichen Schulmeisters und Organisten Johann Schenk und seiner Frau Theresia, getauft worden<sup>3</sup>.

Nicht einmal ein Jahr später ist die Mutter verstorben und einige Monate später hat der Witwer in Fürstenfeld Eva Knöblin gehehlicht.<sup>4</sup> 1724 ist im Taufbuch der Pfarre Birkfeld die Geburt einer Tochter eingetragen, woraus sich schließen lässt, dass die Familie spätestens in diesem Jahr dahin übersiedelt ist.

In den Jahren 1724 bis 1740 sind dem Ehepaar weitere sechs Kinder geboren worden und in den Taufeinträgen ist der Vater als Schulmeister, Bürger und einmal auch als Gastwirt genannt. Die Frau Eva ist 1741 verstorben und der Vater hat kurz darauf zum dritten Mal geheiratet. Diese Frau, Maria, geb. Harrand aus St. Margarethen/Raab, hat zwei weitere Halbgeschwister geboren.

In Birkfeld hat Franz Josef Schenk wohl die ersten Grundlagen für sein späteres Studium an der Universität in Graz, das er 1736 als Rhetor begonnen hat, erhalten. 1738 hat er um Aufnahme in den Orden der Minoriten in Graz angesucht und ist auch aufgenommen, 1740 zum Subdiakon und 1742 zum Priester geweiht worden. Sein Ordensname ist nunmehr Aegidius und als solcher hat er in den folgenden Jahren im Grazer Konvent gelebt und fast täglich die Messe gefeiert.

Alte Ansicht von Birkfeld



1747 im September scheint er im *Libri Missarum* mit dem Zusatz R.P.B. auf, was laut E. Benzik als Abkürzung für *Reverendus Pater Baccalaureus* zu lesen ist. Sein Aufenthalt in Graz ist auch in den Jahresabrechnungen, den Remanenzberichten, belegt.<sup>5</sup> Im Juni 1764 ist P. Ägidius ins Kloster Pettau gereist und war dort drei Jahre als Organist tätig. Ab Juni 1767 weilt er laut dem *Liber magistralis* wieder in Graz und bleibt bis mindestens Juli 1776. Eine Apothekenrechnung aus dem Jahr 1773 lässt den Schluss zu, dass er zuvor ein Magisterium erworben oder zum Novizenmeister ernannt worden ist. Dort wird er nämlich als A.R.P.Mag. (Admodum Reverendus Pater Magister) titulierte.<sup>6</sup> Am 15.1.1780 berichtet die Zeitung *Grätzer Merkur*, dass Pater Ägidius Schenk, Minorit, am 10.Jänner verstorben ist. Seine letzte Ruhestätte fand er in der Krypta der Kirche Mariahilf in Graz.

### Ausbildung und Werk

Zur musikalischen Ausbildung kann nur vermutet werden, dass der Vater Johann Schenk, Schulmeister und Organist, seinen Erstgeborenen an der Birkfelder Orgel im Orgelspiel unterrichtet hat. Ob er von ihm auch die Grundlagen für seine Kompositionstätigkeit erhalten hat, ist nicht nachweisbar.

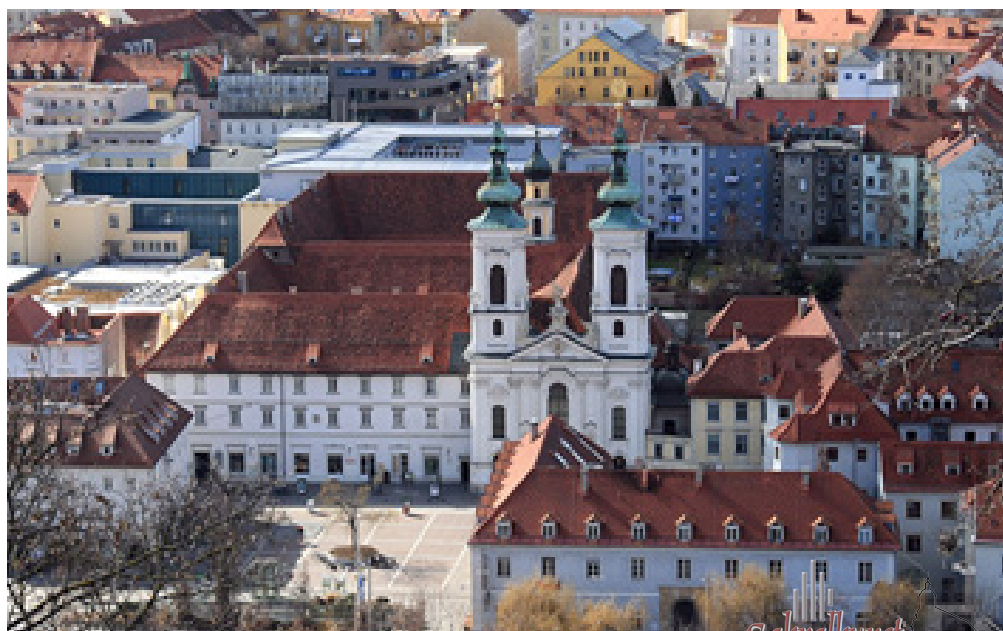
Ein Hinweis auf die kompositorische Tätigkeit ist einem erhaltenen Brief vom 28.12.1777 eines P. Hieronymus aus Pettau zu entnehmen. Dieser bittet den Provinz-Procurator um folgendes:<sup>7</sup> *...P.S. Aegisdius Mgr. Noster hat mir versprochen, das Musicalische Hochamt welches er in festo translationis Thaumaturgo Succuritano in Grätz abpfeifen lassen zu senden.*

*Erinnere ihn in meinem Namen seines worts, und betreibe ihn selbes mir hierherzusen-  
den. Von mir wird und soll es Niemand abzuschreiben bekommen (Sic!).* Aus diesem Schrei-  
ben und weiteren aus den verschiedenen Ordensniederlassungen lässt sich schließen,  
dass P. Ägidius die Klöster der steirischen Ordensprovinz mit Kompositionen versorgen  
sollte, dies nicht immer rechtzeitig getan hat und stets in Sorge war, dass seine Werke  
von Unbefugten kopiert werden. Auch war er eingeschränkt in der Textwahl und der  
Stimmenanzahl, sowie bei der Auswahl von Instrumenten.

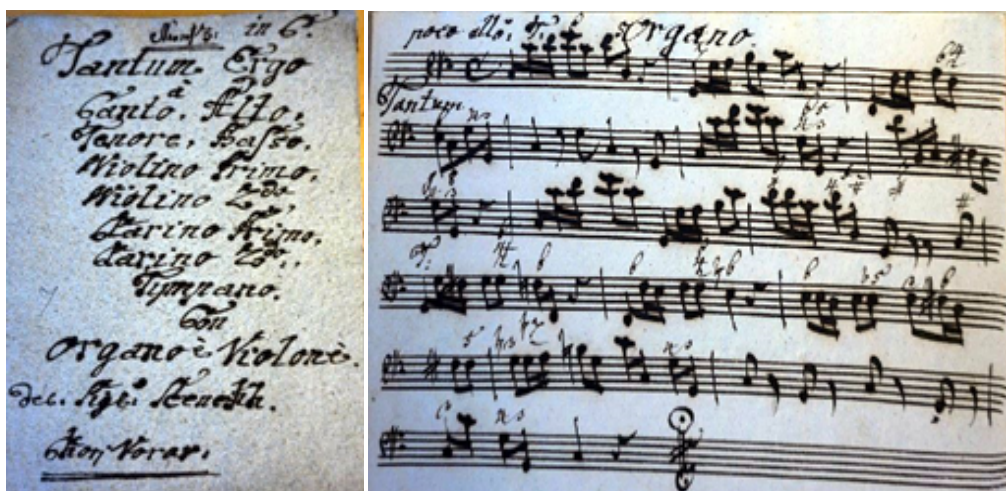
Schlussendlich wird P. Ägidius im *Liber provincialis*<sup>8</sup> und im *Catalogus Mortuorum*<sup>9</sup> ein  
*Musicus* genannt, eine Wertschätzung die seit 1715 sonst keinem Mitglied der steiri-  
schen Ordensprovinz der Minoriten zuteil geworden ist.

E. Benczik weist darauf hin, dass – Stand 1976 – von 160 aus Handschriften bekannten  
Werken nur 107 eindeutig Ägidius Schenk zugeordnet werden können, weil er nur mit  
Vornamen vermerkt ist. Da zu seinen Lebzeiten drei andere Komponisten gleichen Na-  
mens tätig waren, deren Wirkungskreise in Wien (Johann Baptist Schenk), Geras (Leopold  
Schenk) und Kremsmünster (Johann Cornelius (Camelius?)) lagen, müssen andere Kriteri-  
en für eine Zuordnung herangezogen werden. Wenn in steirischen Fundorten gesicherte  
Werke neben ungesicherten zu finden sind, darf angenommen werden, dass bei Kompo-  
sitionen eines anderen Schenks der Vorname zwecks Unterscheidung vermerkt worden  
wäre. In der Steiermark waren fast ausschließlich Werke Ägidius Schenks überliefert.

Aus den bekannten Beständen ist zu schließen, dass sich Schenk auf die Kirchenmusik be-  
schränkt hat, wobei die Vertonung von Marienantiphonen etwa ein Drittel seiner Werke  
ausmachen (55 lt.E.Benczik).



Weiters nennt E. Benczik<sup>10</sup> 25 Litaneien, 22 Messen, 12 Vespern, 12 Tantum ergo, 11 Psalmen, 7 Offertorien, 4 Lobgesänge, je 2 Arien, Arietten, Motetten und Sequenzen sowie ein Duett. Drei Triosonaten (1 Sinfonia und 2 Pastorella) sind die einzigen heute bekannten Instrumentalwerke (Stand 1976). Mit Verweis auf erhaltene Musikalieninventare (zB.: Straßganger Musikalieninventar 1815) vermutet Benczik, da viele Kompositionen die dort noch aufscheinen, mittlerweile aber nicht mehr greifbar sind, dass insbesondere im Raum Graz viele Werke verloren gegangen sind. Schenks Werke sind in den Archiven vieler österreichischer, aber auch einiger ausländischer Klöster und Stifte, sowie in vielen Pfarren zu finden. Benczik nennt 22 Fundorte und da an erster Stelle die Pfarre Bad Aussee mit 58 Werken.<sup>11</sup> Wenn wir den aktuellen Datenbestand der RISM-Datenbank auf Ägidius Schenk hin befragen, kommen sechs Fundorte mit fast 30 Werken hinzu. Da auch diese Datenbank bei weitem nicht vollständig ist, dürfen wir zurecht annehmen, dass in so manchen Archiven noch weitere Werke ihrer Wiederentdeckung harren. Als Beispiel sei Vorau genannt: Benczik nennt dafür eine Komposition. Eigene Recherchen mithilfe des Stiftsarchivars Stefan Reiter ergeben jedoch einen Bestand von mindestens fünf Werken (4 Tantum ergo, 1 Te deum) und der RISM-Katalog weist acht Werke für Vorau aus – Diskrepanzen, die noch der Klärung bedürfen! Beispielhaft ist das *Tantum ergo* in C- Nr.3, dessen Deckblatt und Orgelpart hier abgebildet sind.<sup>12</sup>



Jedenfalls lassen die vielen Fundorte, vor allem aber Vermerke über Aufführungen auf dem Notenmaterial darauf schließen, dass Ägidius Schenk sehr beliebt war. Beipielhaft sei hier eine Vesper genannt, die im Stift Seitenstetten innerhalb von 30 Jahren 30 mal aufgeführt worden ist. Als letztes Aufführungsjahr ist 1875 verzeichnet – also beinahe 100 Jahre nach seinem Tod. Eigenartig ist, dass im Grazer Minoritenkloster – Stand 1976 – keine Werke auffindbar waren.

Bemerkenswert ist, dass in einer Zeit da Kirchenmusik von Rom aus reglementiert war und weitere Instrumente neben der Orgel durch kaiserliche Verordnung aus der Kirche verbannt waren, Schenk für eine Messe im Februar 1758 eine Dispens erhalten hat, die den Einsatz von Trompeten erlaubt.<sup>13</sup>

Dass Ägidius Schenk nicht ganz in Vergessenheit geraten ist, haben wir einerseits Edeltraud Benczik zu verdanken, die nicht nur über ihn geforscht, sondern auch eine seiner Messen – *Messe in C-Dur für vierstimmigen Chor mit Instrumentalbegleitung* 1980 bei der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz herausgegeben hat; aber auch dem oberösterreichischen Kirchenmusiker Wolfgang Furlinger. Er hat bei Coppenrath in der Reihe *Süddeutsche Kirchenmusik des Barock* als Band XXXII eine *Missa pastorella* für Soli und dreistimmigen gemischten Chor und als Band XXXIII eine *Missa in A* für Sopran, Alt und Continuo herausgegeben. Weiters hat Franz Metz bei Edition Musik Südost in München *De quocunque sancto- Aria ex C* für Alto-Solo, Chor und Orchester herausgegeben. Die Drucklegung der Messen hat sicher dazu beigetragen, dass Schenk heute wieder aufgeführt wird. Eine grobe Recherche im Internet hat ergeben, dass in den letzten zehn Jahren in Österreich, Schweiz, Deutschland und Italien vor allem die *Missa Pastorella* (11x) und die *Missa in A* (9x) in 20 Pfarrkirchen wieder aufgeführt worden sind. Dabei konnten nur Aufführungen berücksichtigt werden, die auf einer Pfarrhomepage angekündigt wurden.

Der 300. Geburtstag bietet sich an, dass auch der Verein SakralKunst Oststeiermark mit Peter Unger ein *Tantum Ergo* editieren und mit dem Zechner-Projektchor aufführen wird; ein kleiner Beitrag, steirische Kirchenmusik des Barock zu beleben.

<sup>1</sup>Edeltraud Benczik, Aegidius Schenk als Messenkomponist. Ein Beitrag zur Musikpflege der steir. Minoriten, 3 Bde., Diss. Graz 1972 [mit WV]

<sup>2</sup>E. Benczik in Zeitschrift des historischen Vereins Steiermark, Heft 67/1976 Seiten 193-208 (EB-HV76)

<sup>3</sup>Taufbuch der Pfarre Burgau 1646-1784, p 160

<sup>4</sup>Traungsbuch der Pfarre Fürstenfeld, Tom B, fol 133

<sup>5</sup>Minoritenarchiv Graz, Schubert 66 lt. EB-HV76

<sup>6</sup>Minoritenarchiv Graz, Schubert 94 lt. EB-HV76

<sup>7</sup>Minoritenarchiv Graz, Schubert 99 lt. EB-HV76

<sup>8</sup>Liber provincialis 1762 – lt. EB-HV76

<sup>9</sup>Catalogus Mortuorum – lt. EB.HV76

<sup>10</sup>EB-HV76 S.503f

<sup>11</sup>EB-HV1976 S.205

<sup>12</sup>Musikarchiv Voralpe Nr.953 (Foto: Christian Schleicher)

<sup>13</sup>EB-HV1976 S.207



## Kulturelle und künstlerische Beziehungen der österreichischen Barfüßerklöster

Unter den 13 Klöstern der Augustiner-Barfüßer in der Deutsch-Böhmischen Provinz lagen vier im heutigen Österreich: Wien-St. Augustin, das Habsburger-Hofkloster von 1327 wurde 1630 besiedelt; Wien-Mariabrunn, ebenfalls eine kaiserliche Stiftung, wurde 1636 gegründet; St. Johann bei Herberstein, gestiftet 1652 und Graz-Münzgraben, das wie St. Johann vom oststeirischen Grafengeschlecht der Herberstein 1655 als Hospiz gegründet und erst 1673 zu einem vollwertigen Kloster ausgebaut wurde. Die Grafen von Herberstein unternahmen alles, um ihre Stiftungen nach dem Vorbild der Habsburger auszustatten.

Der Orden entwickelte in Österreich sehr bald eine außergewöhnliche Spiritualität nach außen, was ihm großen Zulauf und damit auch entsprechende Einnahmen brachte. Dadurch war er sehr bald in der Lage, die Klosterkirchen reichhaltig auszustatten. Durch ihre Sammeltätigkeit wurden die Mönche in der Umgebung ihrer Klöster sehr bekannt und vielfach zu seelsorglichen Tätigkeiten auch in die umliegenden Pfarren eingeladen.

Das 17. Jahrhundert war eine Zeit des Aufbaus und der Erstaussattung. In St. Augustin hatte man schon 1618 für das Herrscherhaus eine eigene Herzgruft eingerichtet und 1627 eine Loretokapelle erbaut. Diesem Vorbild eiferte man in St. Johann ab 1655 nach, und so wurde auch hier in der Loretokapelle eine Herzgruft für die Stifterfamilie eingerichtet, die noch erhalten ist.

St. Augustin erhielt 1652 einen neuen Glockenturm, in Mariabrunn wurde zwischen 1639 und 1655 die heutige Klosterkirche erbaut, und in St. Johann konnte 1656 der Klosterbau vollendet und die alte romanische Kirche im frühbarocken Stil bis 1659 in die heutige Form gebracht werden.

Die Verehrung des Leidens Christi brachte weitere Impulse in der Ausstattung. Mariabrunn erhielt 1658 eine kunstvolle Pieta für die Krypta, in St. Johann wurde am benachbarten Klausenberg ein Heiliges Grab erbaut und der Weg von der Kirche dorthin mit Lichtsäulen geschmückt.

Die neuen Klosterkirchen in Mariabrunn und St. Johann sind sich in der Innenarchitektur sehr ähnlich, besonders auffällig sind die prächtigen Kapitelle mit Obst- und Blumengirlanden. Während in Wien die Hofkünstler der Residenzstadt tätig wurden, war es auch in der Steiermark den ersten Bildhauern, Malern und Freskantenden des Landes vorbehalten, St. Johann und später auch die Klosterkirche in Graz auszustatten.

Als man 1672 in St. Johann eine eigene Josefskapelle und eine dazugehörige Josefsbruderschaft errichtete, folgte Mariabrunn 1677 ebenfalls mit einer solchen Kapelle. In Erinnerung an die mittelalterlichen Klostergründungen erhielt St. Johann 1670 Reliquien der frühchristlichen Märtyrer Lucius und Faustus geschenkt.

Schließlich wurden 1672 in St. Johann Kirche und Altäre geweiht: St. Johannes und Maximilian sowie Rosenkranz- und Augustinusaltar. Auch in der weiteren Ausstattung zeigt sich die ikonographische Verwandtschaft von Mariabrunn und St. Johann besonders deutlich.

Endlich ging man 1673 auch daran, Kloster und Kirche am Grazer Münzgraben zu errichten. Bis 1682 war das Gebäude vollendet, die Seitenaltäre konnten noch 1694 aufgestellt werden.

In St. Augustin baute noch 1691 Johann Ferdinand Römer eine neue Orgel.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es auch auf Grund der wirtschaftlichen und sozialen Hochkonjunktur möglich, das religiös-barocke Leben zur vollen Entfaltung zu bringen. Die Klöster waren durchwegs personell gut aufgestellt, allen voran St. Augustin mit zeitweilig 90 Mönchen, aber auch im kleinen St. Johann waren fast immer 20 Mönche anwesend.

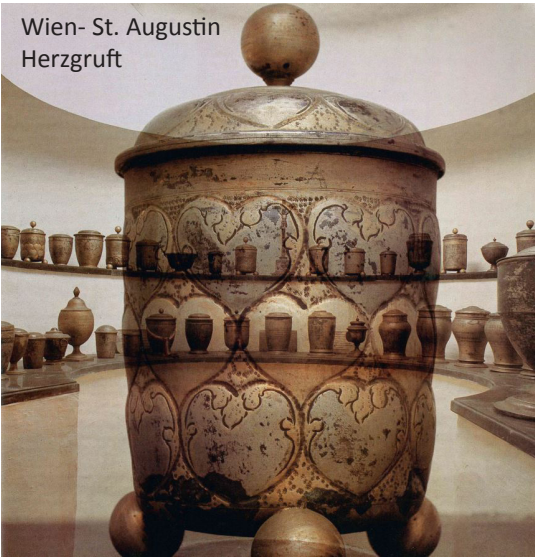


Wien- Maria Brunn

Im Grazer Kloster wurde 1703 der neue Hochaltar geliefert und 1705 Kirche und Altäre festlich geweiht. Mariabrunn erhielt 1706 eine neue prächtige Kanzel, die später zum Vorbild für St. Johann werden sollte.

Als 1708 für den Hochaltar in Mariabrunn ein neuer Tabernakel beschafft werden konnte, war das gleichsam ein Startschuss, auch in den übrigen Klöstern an eine neue Ausstattungsphase zu denken.

Wien- St. Augustin  
Herzgruft



1714 erhielt Mariabrunn den heute noch vorhandenen Hochaltar, und im gleichen Jahr lieferte der aus Zürich stammende Johann Heinrich Purkart für St. Johann einen prächtigen Boulle-Tabernakel, ein Hauptstück dieser Intarsientechnik in Österreich (Titelbild).

1714 erhielt Mariabrunn auch einen neuen Kreuzaltar, und wenige Jahre später wurde auch in St. Johann der bisherige Augustinusaltar zum Kreuzaltar umgebaut. Neue Bruderschaftaltäre folgten 1726 in St. Johann und 1731 in Mariabrunn.

Die Gürtelbruderschaft wurde in Mariabrunn wie auch in St. Johann im Jahr 1730 gleichzeitig eingeführt. Zu dieser Zeit war St. Johann wieder einmal eine große Baustelle. Der Hochaltar wurde in seiner heutigen Form erbaut, Sakristei und Oratorium wurden neu errichtet. In St. Augustin wurde schon 1719 das Oratorium über der Sakristei neu gebaut, in Mariabrunn zog man 1739 mit der Neuausstattung des Oratoriums nach. In diesem Zusammenhang ist es von Interesse, den Schöpfer der Sakristei- und Oratoriumsmöbel von St. Johann einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Nach einem längeren Aufenthalt in Wien kam Johann Heinrich Purkart 1710 nach Herberstein, wo er bis 1714 den schon erwähnten Tabernakel schuf. Einer seiner Lehrlinge war der Tischler namens „Josl“, der 1725 einen Lehrbrief erhielt. Man wird kaum fehlgehen, in dieser Person den Laienbruder Fr. Paulus a Sancta Veronika zu sehen, der 1729 in St. Johann die Profess abgelegt und in der Folge für Sakristei und Oratorium jene Intarsienmöbel geschaffen hat, die heute noch vollständig erhalten sind. Fr. Paulus zog ins nächste Kloster, um dort wieder das Oratorium und andere Räume mit seiner Möbelkunst auszustatten. So geschehen in Taxa in Bayern, in Fratting in Mähren und 1739 auch in Mariabrunn, wo sich Teile der Oratoriumsmöbel noch erhalten haben und derzeit im Stift Lilienfeld in Gebrauch stehen.

Anfang des Jahres 1726 erging an alle Klöster eine Bulle des Papstes Benedikt XIII., in der die Einführung des Gregorianischen Chorals gefordert wurde. Das hatte entsprechende Folgen, vor allem auch im Bau neuer Chororgeln für die Tagzeitenliturgie.

Den Beginn machte Mariabrunn 1726 mit dem Bau einer neuen Chororgel durch Gottfried Sonnholz, der 1734 auch die Hauptorgel nicht nur bauen, sondern auch stiften sollte. Diese Chororgel steht seit 1827 in der Pfarrkirche Enzersdorf an der Fischa. Sie ist seitenspielig und besaß im Mittelfeld statt sichtbarer Orgelpfeifen ursprünglich ein Gemälde religiösen Inhalts. Im Jahr 1728 erhielt St. Augustin eine neue Chororgel, wieder von Sonnholz erbaut. Sie befindet sich seit 1784 in Trautmannsdorf in Niederösterreich. Im Jahr 1730 erhielt auch das Oratorium in St. Johann eine neue Chororgel, doch hier war die Sache etwas komplizierter. Da im Oratorium kein Platz war, wurde die Chororgel hinter dem Altar zwischen den Fenstern zur Kirche in einen Erker eingebaut, der zum Kirchenschiff hin sichtbar und die Orgel damit auch in der Kirche hörbar ist. Da in St. Johann das Oratorium („der Choralchor“) über dem Haupteingang angeordnet ist, befindet sich darüber der „Figuralchor“ mit der großen Orgel. Leider ist von der Chororgel nur noch das Gehäuse erhalten.

Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der Vollblüte des Spätbarocks, brachte nur noch wenig Neues in die Sakrallandschaft der Augustiner. Bemerkenswert ist der Bau der Wieskapelle 1753 am Heiligen Grab in St. Johann und 1760 der Bau der Wieskapelle in Mariabrunn.

Noch einmal gab das Grazer Kloster ein deutliches Zeichen künstlerischer Tätigkeit, Hochaltar und Kanzel wurden 1773 vollkommen neu errichtet.



Graz Münzgraben, zerstört 1944

Während in Mariabrunn 1763 noch die Sakristei erneuert wurde, kam es in St. Johann 1776 nur noch zum Neubau der Kanzel, Abbild jener von Mariabrunn aus dem Jahr 1706 und zur Restaurierung der Loretokapelle.

St. Augustin erfuhr ab 1783 eine durchgreifende Regotisierung der Klosterkirche und deren künstlerischer Ausstattung.

Die Reformen Kaiser Joseph II. brachten für den Augustinerorden ein langsames, aber sicheres Ende. 1786 wurden zwar die Klöster nicht aufgehoben, aber mit dem Verbot der Neuaufnahme von jungen Mönchen war alles nur noch eine Frage der Zeit. Als erstes traf es das Kloster in Graz, dessen Konvent 1807 nach St. Johann übersiedelt wurde. Hier gab es seit 1671 eine Klosterschule, Grund genug, das Kloster noch zu schonen. Doch trotz des Zuzuges von 1807 war der Konvent bald so überaltert, dass auch in St. Johann nach dem Tod des letzten Priesters 1819 nur noch zwei Laienbrüder übrig waren und die Auflösung im Jahr 1820 damit besiegelt war. Ähnlich war es 1829 in Mariabrunn und schließlich auch in St. Augustin in Wien. Während St. Augustin 1951 wieder besiedelt wurde, blieben die übrigen Klöster vorläufig leer. Das Grazer Kloster wurde 1857 dem Dominikanerorden überlassen, St. Johann 1953 den Kapuzinern. Als größten kulturellen Verlust muss man wohl die kriegsbedingte Zerstörung der Klosterkirche in Graz am 1. November 1944 besonders bedauern.

Pfarrkirche St. Johann bei Herberstein



## Herrscherkapelle nicht Karner!

Der „Karner“ von Hartberg ist eines der bedeutendsten kunsthistorischen Relikte der Architektur der Stauferzeit im heutigen Österreich. Ein Vorschlag zu seiner völligen Neu-datierung und Interpretation ist vom Autor dieses Beitrags erstmals 2017 publiziert worden. In der Zeitschrift des Historischen Vereins Hartberg (STEINPEIßER 25. Jg. Hartberg 2018, S. 17-33) hat er die These zusammen mit Dr. Christiane Kärcher weiter ausgearbeitet, präsentiert und in Verbindung mit einem historischen Artikel von Dr. Markus Jeitler veröffentlicht. Demnach entstand das Hartberger Bauwerk in der Zeit um 1270, und ist somit um 100 Jahre jünger, als es die bisherige lokalhistorische Tradition besagt hatte. Deren Vertreter waren immer wieder von einer fixen Datierung auf das Jahr 1167 ausgegangen, die eine -heute verlorene- Inschrift in der Vergangenheit bekräftigt haben soll. Auch wird dem Rundbau durch den Autor dieses Beitrags abgesprochen primär als „Totenkapelle“ gedient zu haben, und damit auch ein Karner im eigentlichen Sinn zu sein: Der Hartberger Rundbau war - was im Folgenden erläutert werden soll - eine Herrscherkapelle oder ein Memorialbau einer bedeutenden Persönlichkeit vom Hofe König Ottokars II. Přemysl.



Karner von Hartberg

Diese These stützt sich auf neu bewertete Quellen. Vorauszuschicken ist daher noch, dass direkt neben dem bestehenden Rundbau früher auch eine Totenkapelle bzw. ein Beinhaus stand, das um 1797 abgerissen wurde, als das anschließende Schulhaus bzw. heutige Mesnerhaus vergrößert werden sollte. In den Hartberger Quellen kommt es zu einigen Verwechslungen, da die Begriffe Karner, Beinhaus, Totenkapelle und Kapelle oft in ihrer Deutung verwechselt oder auch vermischt worden sind. Viel spricht dafür, dass der heute an der Hartberger Stadtpfarrkirche erhaltene Rundbau ursprünglich dem hl. Ulrich geweiht war, der vermutlich auch in der Apsis auf der linken Seite dargestellt ist. Nachdem die im Barock erneuerte Totenkapelle abgerissen worden war, scheint mit der Übertragung des Altars aus der Michaelskapelle auch das Patrozinium des hl. Michael, das häufigste für Totenkapellen, in den bis heute bestehenden stauferzeitlichen Rundbau mitübertragen worden zu sein. So wurde dieser zum „Karner“. Da es in diesem Gebäude einen Abfluss gibt, jedoch sekundär eingebaut, wurde auch lange eine simultane Verwendung der Kapelle als Tauf- und Totenkapelle vermutet. Doch bereits das Konzil von Auxerre hat die Vermischung von Handlungen des Totenkultes mit Handlungen des Taufkultes streng verboten. Wenn man den Annahmen, die bis in die Gegenwart zur zeitlichen und funktionalen Fehleinschätzung des Hartberger Rundbaues geführt haben, auf den Grund gehen möchte, müssen zwei folgenschwere Interpretationen des Bauwerks aus der älteren Literatur berücksichtigt werden. Der Lokalhistoriker Johannes Simmler wollte in seinem Hartberg-Buch von 1914 den damals relativ frisch renovierten Hartberger „Karner“ zum Gründungsbau der Stadtgeschichte Hartbergs machen. Er widmete ihm ein ganzes Kapitel, in dem er noch ältere Forschungsstränge zusammenfasste. In diesem Zusammenhang findet sich auch der Hinweis auf den älteren Lokalhistoriker Mathias Macher, der 1840 von einer Jahreszahl 1167 als Inschrift über dem Eingang zum Karner berichtet haben soll. Fünfzig Jahre später nahm der langjährige Direktor des Steiermärkischen Landesarchivs, Fritz Posch, die willkürliche Datierung des Hartberger Karners auf 1167 zur Grundlage einer jeglicher Quellen entbehrenden Chronologie der frühen Geschichte Hartbergs. Kirche und Karner gehörten demnach als romanesche Bauten dem 12. Jahrhundert an. Sie seien die steinernen Zeugen der Gründungsgeschichte der Stadt. Noch im Jahr 2013 ist der Hartberger Rundbau- Posch folgend- vom Bauforscher Mario Schwarz als Karner und Taufkirche „(...) aus der Zeit des Übergangs der Herrschaft von den Traungauern zu den Babenbergern (...)“ bezeichnet, und in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert worden. Die kunsthistorische Forschung datierte den Hartberger Rundbau hingegen schon um 1850 in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zudem stufte man den Hartberger Rundbau als „gut erhalten und nicht beschädigt“ ein. Eine Funktion als Karner oder Taufkirche wurde bereits damals bezweifelt. 1856 bezeichnete der Wiener Kunsthistoriker Gustav Heider das Bauwerk als „Rundkapelle zu Hartberg“. Für ihn, Karl Lind oder Rudolf von Eitelberger konnte die Hartberger Rundkapelle sogar zu einer Zeit in der die Wandmalereien noch nicht bekannt waren, schon aufgrund der Bauplastik kein kommunales Beinhaus sein. Informationen zu verlorenen Bauinschriften bezeichnete schon Heider als nicht glaubwürdig.

Als ab 1888 der Baukörper einer umfassenden Restaurierung unterzogen wurde, bei der die Wandmalereien aufgedeckt wurden, bestätigte sich Heiders Urteil; ein herrschaftliches Bildprogramm aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, das mit der Architekturgliederung korrespondiert, trat zu Tage. Der steiermärkische Diözesankonservator Johann Graus hat die Malereien in Hartberg schon 1897 mit den Wandmalereien der Gurker Westempore bzw. Bischofkapelle aus der Zeit nach 1260 in Verbindung gesetzt, und damit dem Rundbau einen Datierungsvorschlag gegeben, der bis heute Geltung haben kann. Seit Johann Graus' Beschreibung der Revitalisierung des Karners, stand bei der Beurteilung der Wandmalereien die architektonische Gliederung des Innenraumes im Vordergrund. In einem zusammenfassenden Aufsatz zur Restaurierung der Hartberger Rundkirche, der 1902 veröffentlicht wurde, verglich Johann Graus das Projekt mit den großen zeitgenössischen Restaurierungen romanischer Freskenprogramme in Schwarzhemd bei Bonn, und im Chorbereich des Braunschweiger Doms. In dieser weiten internationalen Perspektive sollte die Hartberger Rundkirche auch heute wieder analysiert werden.

### **Das Bauwerk**

Ihr Außenbau wird durch plastische Steinornamente zweigeschossig gegliedert. Neun schlanke Säulenbündel gliedern den Außenbau des Karners vertikal und enden in so genannten Knospenkapitellen. Die zwei Stockwerke des Baus werden durch umlaufende Rundbogenfriese definiert. Dabei ist jeweils der Rundbogen zu einem französischen Dreipass erweitert – Stilformen die erstmals nach 1200 auftreten. Am zweifach abgetreppten Portal, das sich gestaffelt aus Pfeiler- und Säulenarkaden zusammensetzt, findet sich kein figurativer Schmuck. Auch hier enden Säulen und Pfeiler in kräftigen Knospenkapitellen, die ohne das Vorbild der zisterziensischen Architektur undenkbar sind. Diese Elemente sind klare Verweise auf den Einfluss der französischen Gotik, der erst in den Jahrzehnten nach 1200 auch außerhalb Frankreichs auftritt. Man findet ähnliche Formen an der zwischen 1212 und 1256 errichteten Abteikirche St. Georg in Ják (bei Szombathely). Auch der „Karners“ von Tulln, der nach der Quellenlage, nicht vor 1240 entstanden sein kann, zeigt die gleiche Formsprache wie der Hartberger „Karners“. Den Innenraum bildet eine Rotunde, der sich ein kleinerer Apsisraum anschließt. Halbsäulen teilen die Innenwand in acht freskierte Abschnitte. Die Wandmalereien präsentieren, über einer allegorischen Sockelzone, Christus und die Heiligen. In der Zeit zwischen 1888 und 1892 wurde das Bauwerk durch den Wiener Denkmalforscher Theophil Melicher aufwendig restauriert. Über Inhalt und Erhaltungszustand der heute im Inneren sichtbaren Fresken wird seit dieser Restaurierung stark diskutiert. Auf die architektonische Gestalt des Bauwerks wurde bisher mit weniger Interesse reagiert. Dabei lässt sich aus der Analyse von dynastischen Verhältnissen zeigen, dass Gestalt und Datierung des „Karners“ mit Strömungen der europäischen Architektur zur Zeit der Stauer zusammenhängen. Über Vergleiche mit Bauten in Ungarn, Franken und Niederösterreich (siehe Zeitschrift des Historischen Vereins Hartberg STEINPEIßER 25. Jg. Hartberg 2018, S. 17-33) ergibt sich ein neues Bild vom Hartberger „Karners“.



Traditionell Überliefertes wird in Zukunft hinterfragt werden müssen. Tradiert wurden die neuesten und modernsten Bauformen im Mittelalter nur auf dem Weg kirchlicher und dynastischer Beziehungen.

### Dynastische Beziehungen

Über das Geschlecht der Andechs-Meranier sind die Königshäuser von Böhmen, Ungarn und Frankreich und das Herzoghaus der Babenberger nach 1200 eng familiär verbunden. Politisch einte sie die Treue zum Kaiserhaus der Staufer, das Mitteleuropa beherrschte. Einen bedeutenden Einfluss auf die Kunst der Zeit hatten die Eindrücke, die zwei Generationen dieser Fürstenfamilien auf Kreuzzügen zwischen 1190 und 1230 bekamen. Die Rotunde der Grabeskirche in Jerusalem wurde zum einflussreichen Architekturvorbild und spiegelt sich auch im Hartberger Karner wieder. Missionierung und fürstliches Bekenntnis zum Glauben waren das erklärte Kunstziel dieser Herrscher. Zusammen mit dem Babenberger Herzog Leopold VI. und König Andreas II. von Ungarn nahm etwa Bischof Ekbert von Andechs-Meranien am Fünften Kreuzzug von 1217 teil. In der Folge ließ er in seinem Bamberger Herrschaftsgebiet Rundkirchen nach dem Vorbild Jerusalems errichten. Mit St. Achatius in Grünsfeldhausen und der Ulrichskapelle bei Standorf gibt es Beispiele von Zentralbauten aus dem Einflussbereich Bischof Ekberts, die um 1230 entstanden sind. Ekbert darf als die große Gestalt in der Kultur- und Reichspolitik der Staufer in Österreich gelten. Über zwanzig Jahre prägte er die dynastischen Beziehungen zwischen dem Kaiser, den Babenbergerherzögen und dem ungarischen Hof. Kurz vor seinem Tod wurde er 1237 sogar zum Reichsstatthalter Kaiser Friedrich II. in Steiermark und Österreich ernannt. Im selben Jahr wurde auch der Domneubau in Bamberg geweiht. Für die architektonische Form der so genannten „Karner“ in Tulln und Hartberg und der Kirche von Ják ist der Einfluss des Bamberger Kunsttransfers durch Bischof Ekbert offensichtlich. Besonders hervorzuheben ist, dass durchgehend auf Figuren verzichtet wird, die ornamentalen Formen von Knospenkapitell und Dreipass hingegen stark betont werden. Der mittelbare Zusammenhang über die Bauplastik des Bamberger Domes zwischen scheinbar unterschiedlichen Kirchen kann auch bei Bauten der Přemyslidendynastie festgestellt werden. Das von der Großmutter König Ottokars II. 1233 bei Tišnov in Mähren begründete und im Jahr 1239 geweihte Zisterzienserinnenkloster Porta Coeli gilt mit seiner im romanisch-gotischen Übergangsstil errichteten Klosterkirche als Gründungsbau der bewussten Kunstpolitik der Přemysliden. Die Stifterin, Konstanze von Ungarn, die Witwe Ottokar I. Přemysl, stand in engem Kontakt zu ihrem Bruder, König Andreas II. und ihrem Neffen, König Bela IV. von Ungarn. Schon für *Donin* stammten die Apsisfiguren von Schöngrabern in Niederösterreich und die Plastik von Třebíč/Trebitsch aus dem gleichen Werkstattzusammenhang wie das Portal von Kloster Porta Coeli. Die Plastik an den Chorschranken im Georgenchores des Bamberger Doms wird auch heute noch als entscheidendes Vorbild dafür anerkannt. Bamberg lieferte auch die künstlerischen Grundlagen zur Baupolitik der unweit von Porta Coeli errichteten Kirche von Velehrad die 1228 geweiht wurde.

Als von der Bauaufgabe her größtes Projekt dieser Monumentalbauten muss die erste Bauphase des Wiener Stephansdomes betrachtet werden. Durch neue von *Barbara Schedl* 2018 edierte Quellen kann davon ausgegangen werden, dass die Portalanlage des Riesentors, als erstes bestehendes Bauelement nicht vor 1240 entstanden ist. Die Traufhöhe wurde im Vergleich mit zeitgenössischen Projekten frühestens um 1250 erreicht. Urkundlich belegt ist eine erste Weihe des Stephansdoms erst am 19. September 1268. Die Hauptbauphase des ersten Wiener Stephansdomes kann daher erst unter der Herrschaft König Ottokars II. von Böhmen in Österreich angenommen werden. Gerade in dieser Zeit ergibt sich ein direkter Zusammenhang zwischen dem Wiener Stephansdom und Hartberg. Als der langjährige Pfarrer Gerhard von Siebenbürgen, auf den die Bauleitung und Organisation des Wiener Dombauprojektes zurückgeht, 1271 verstarb, wurde der Protonotar König Ottokars II., Magister Ulrich, der seit 1267 Pfarrer von Hartberg war, zusätzlich mit der Pfarre von St. Stephan in Wien betraut. Schon in den Jahren zuvor hatte er an der Stephanskirche gewirkt. Als Kleriker gehörte er zu den Entscheidungsträgern der Wiener Pfarre, als die erste Phase des Dombaues 1268 geweiht wurde. Persönlichkeiten wie Gerhard von Siebenbürgen oder Magister Ulrich waren die eigentlichen Organisatoren der großen städtischen Kirchenbauprojekte. Sie vermittelten zwischen Pfarre und Herrscherhof und stellten die Finanzierung der Bauprojekte sicher. Auch das Engagieren der Bauleute und die Abrechnungen mit der Bauhütte lagen in ihrem Aufgabenbereich.

Die Entwicklung Hartbergs muss unter dem Aspekt der ottokarischen Herrschaft über die Steiermark neu analysiert werden. Erst der Friede mit Ungarn brachte dem seit 1157 genannten Pfarrsitz eine überregionale Bedeutung als Handelsplatz. Ganz automatisch führte dieser Aufschwung dazu, dass auch die Besetzung der lukrativen Pfarre mit politischem Anspruch verbunden wurde. Als Pfarrer wurden daher nach 1260 aufeinander folgend zwei enge Mitarbeiter der persönlichen Hofkanzlei König Ottokars von Böhmen eingesetzt. Ihre Stellung als königliche Protonotare machte die Pfarrer Konrad und Magister Ulrich von Hartberg zu Persönlichkeiten der internationalen Politik. Gaben solche Würdenträger Bauten in Auftrag, sollten diese den höfischen Anspruch ihrer Stellung widerspiegeln. Nach dem Stand der Forschung ist es daher sehr wahrscheinlich, dass die erhaltene Hartberger Rundkirche während der Herrschaft Ottokars II. Přemysl unter höfischem Patronat entstanden ist. Zusammenhänge mit den beschriebenen Bauten in Böhmen, Ungarn und Österreich erlauben schon heute eine ziemlich genaue Rekonstruktion ihrer Baugeschichte. Alle diese ausführlich dargelegten Tatsachen sprechen eindeutig für eine Datierung des Hartberger Baus in die Zeit um 1270.

Karner von Hartberg



## Auf den Spuren der Romanik rund um Hartberg

Wenn wir vom „Karner“ neben der Stadtpfarrkirche Hartberg absehen, dem bedeutendsten Sakralbau der Oststeiermark aus dem Mittelalter, sind die Spuren dieser Zeit oft erst auf den „zweiten oder dritten Blick“ zu erkennen. Die Romanik hat dennoch viele kleine, oft unauffällige Zeugnisse hinterlassen, die es zu entdecken gilt.

Die Pfarrkirche von **Dechantskirchen**, 1161 erstmals urkundlich erwähnt, ist schon dem Ortsnamen nach ein alter Sakralbau. Hier haben sich unter Gotik und Barock zumindest die Grundmauern des romanischen Langhauses erhalten.

Auch die Filialkirche **Reinberg** ist in ihrem ursprünglichen Ausmaß erkennbar. Barock überbaut und um einen Sakristeizubau verlängert, überliefert das Gebäude in der Größe eine kleine Burgkirche.

Dem Langhaus im Ausmaß von 8,2 m x 6,7 m steht ein quadratischer Chor (Altarraum) im Ausmaß 4,3 m x 4,3 m gegenüber.

Von der ursprünglichen Pfarrkirche in **St. Jakob im Walde**, 1209 erstmals erwähnt im Dreikapellenstreit zwischen den Stiften Vorau und Vornbach am Inn, hat sich das romanische Mittelschiff erhalten. Die gotischen Seitenschiffe folgten spätestens 1488, 1663 der Chor mit dem Hochaltar, 1768 der Glockenturm.

Das religiöse Zentrum im Joglland ist zweifellos das Chorherrenstift **Vorau**. Die Thomaskirche wurde 1149 geweiht, an dieser Stelle 1163 das Chorherrenstift gegründet und die Kirche zu einer großen dreischiffigen Pfeilerbasilika ausgebaut mit einer mächtigen Doppelturmfassade und der 1172 geweihten Krypta unter dem Hochaltar.

Die Stiftskirche wurde 1237 nach dem Brand im gleichen Ausmaß neu errichtet, die Weihe erfolgte 1257. Mit der 1266 beginnenden Neueinwölbung war auch eine Neuausstattung verbunden, die 1305 abgeschlossen werden konnte. Vorbild für Vorau war sicher der Dom zu Gurk (ab 1072), wo sich wie in Vorau zwischen den Türmen die Michaelskapelle erhalten hat, die in Vorau über dem Haupteingang als Prälaturkapelle bis in die Barockzeit zur Verfügung stand (heute Sommerchor und Musikempore). Mit dem Neubau der Stiftskirche ab 1660 hat sich freilich das Ausmaß des Innenraumes grundlegend geändert, nur die Doppelturmpartie konnte bis in die Gegenwart gering verändert unter einer erneuerten Fassade erhalten werden.

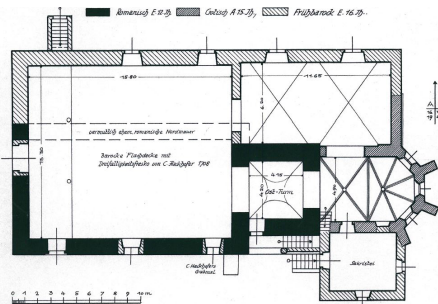
Die Johanneskirche am Vorauer Stiftsfriedhof wurde um 1170 erbaut und war für die Bevölkerung als „Leutekirche“ beim Stift gedacht. Der ursprüngliche romanische Bau hat sich erhalten und umfasst das Langhaus mit dem eingezogenen Chorquadrat. 1616 wurde der Kirchenbau um den Glockenturm im Westen und den Apsiszubau im Osten erweitert.

Die Marktkirche in Vorau wurde 1202 geweiht und ist ein typischer Kirchenbau dieser Zeit mit dem Langhaus im Verhältnis 2 x 1 und anschließendem Chorturm über dem ursprünglichen Hochaltar. Um 1446 wurde diese Kirche um den gotischen Chorzubau vergrößert, 1708 jedoch durch den nordseitigen Zubau (Verdoppelung der Raumkubatur) auf das heutige Raumausmaß ausgeweitet.

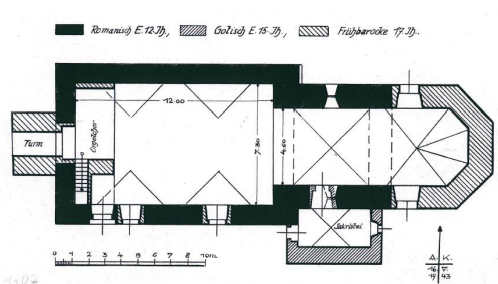


Stift Vorau

Baulterplan Marktkirche Vorau 1943



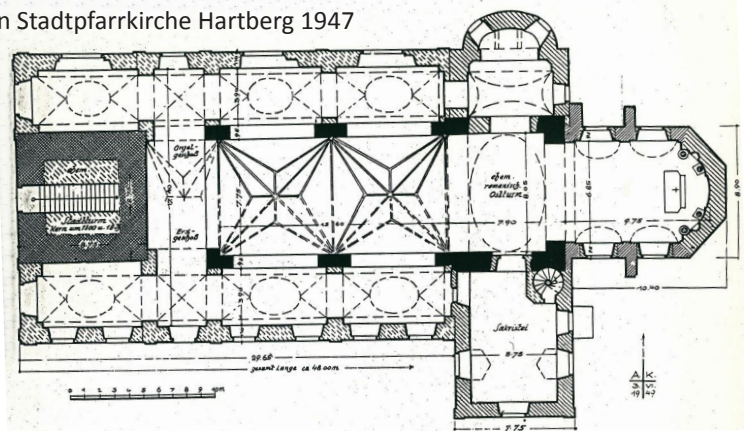
Baulterplan Johanneskirche Vorau 1943



Von den romanischen Kirchen in Mönichwald (1163), Pöllau (1161), Bad Waltersdorf (1170) und Ebersdorf (1170) haben sich keine Spuren aus dieser Zeit erhalten.

Bald nach 1122 oder schon davor entstand der älteste Teil der Stadtpfarrkirche **Hartberg**, vom Typ her eine Chorturmkirche. Dem Langhaus (2 x 1) wurde ein fast gleich breiter Chorturm angefügt – eine frühe Erweiterung der ursprünglich romanischen Saalkirche. Der mächtige Chorturm wurde erst 1751 bis zum Dachgeschoß hin abgetragen. Der Bedeutung gemäß wurde die Stadtpfarrkirche Hartberg ab 1166 zur dreischiffigen Pfeilerbasilika ausgebaut und mit einer Krypta im Osten erweitert. Dieser Bau entstand wohl in Konkurrenz zum gleichzeitigen Neubau der Stiftskirche in Vorau. Dazu kam noch im Westen, an das Langhaus anschließend, ein zweiter Glockenturm, der ab 1751 seine heute noch so glanzvolle spätbarocke Ausstattung erfuhr. Der romanische Chorbau wurde schon 1467 um einen gotischen Neubau erweitert, der sich bis heute erhalten hat und im Inneren durch die barocke Ausstattung optisch zurückgedrängt wurde. Die Grabungen des Jahres 1973 im Kircheninneren brachten zudem Fundamente eines provinziälromischen Vorgängerbaus ans Tageslicht, sodass hier von einer antiken Bau-Kontinuität gesprochen werden kann.

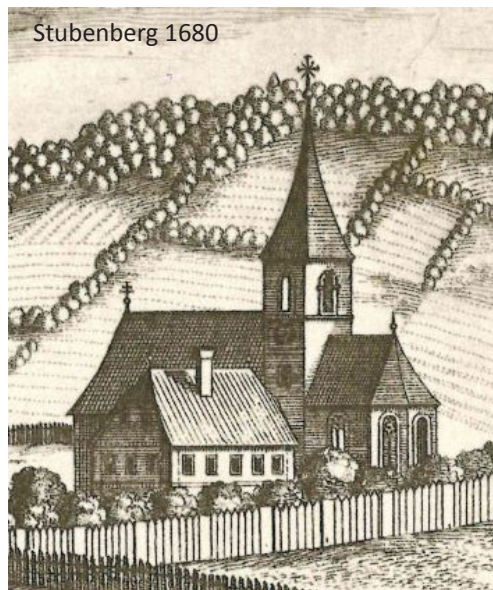
Bualterplan Stadtpfarrkirche Hartberg 1947



Ähnlich verhält es sich mit der romanischen Kirche von **Feistritz-St. Johann** (heute St. Johann bei Herberstein), die an einer Stelle reicher provinziälromischer Funde spätestens im frühen 12. Jahrhundert neben oder anstelle einer alten Burg (1043?) errichtet wurde (urkundlich 1170). Sie war für die damalige Zeit eine große Kirche im gleichen Ausmaß wie der erste romanische Kirchenbau von Hartberg. Während dort keine größeren Spuren im heutigen Bauegefüge zu sehen sind, haben sich in St. Johann immerhin an zwei Stellen Bauteile sichtbar erhalten: so einerseits außen die südwestliche Mauerecke mit vorzüglichen provinziälromischen Reliefsteinen, eingebettet in sorgsam behauene Steinquader, andererseits in der Loretokapelle wieder die Außenmauer der alten Kirche mit romanischem Quadermauerwerk und Ansätzen zu den damaligen Fensternischen.

*Landesweit hat sich hier das schönste Beispiel von konsequenter Weiterverwendung antiker Grabsteine inmitten romanischen Mauerwerks erhalten. Der abgetreppte Rundbogenfries wurde hier als antikes Vokabular im Sinne romanische Zierformen weiterverwendet (Wilhelm Deuer).*

Der ganze Kirchenbau ist im Neubau von 1655, der ältesten Barockkirche der Nordoststeiermark, aufgegangen.



Die romanische Pfarrkirche St. Nikolaus in **Stubenberg** hat sich nur als bildliche Quelle im Vischer-Stich von 1680 erhalten. Der heutige Kirchenbau wurde 1760 über den Fundamenten der romanischen Kirche, jedoch viel größer, errichtet. Diese Fundamente wurden 1996 ergraben und dokumentiert. Der romanische Kirchenbau war ein Chorturmbau mit Rundapsis, die gotisch erweitert wurde. Das räumliche Ausmaß ist mit der Taborkirche in Weiz zu vergleichen (erbaut 1188).

Zusammenfassend ist zu bemerken, dass sich vielfach nur die Langhausbauten erhalten haben, während die Chorquadrate bzw. Chortürme über den ursprünglichen Hochaltären gotische verändert bzw. in der Barockzeit erneuert wurden. Die Weiterverwendung vorhandener Mauern und Fundamente war allein schon aus Kostengründen ein bedeutender Faktor, der auch an vielen gotischen Kirchenbauten beobachtet werden kann (z. B. Grafendorf, Waldbach, Unterlimbach, Neudau) oder bei den Glockentürmen zumindest in den unteren Geschoßen (z. B. Mönichwald, Maria Lebing, Kaindorf). Die großen zweischiffigen Kirchen in Pöllauberg und Friedberg weisen freilich schon in eine neue Epoche, die Gotik.

## Peter Meier-Bergfeld – ein Nachruf



Am 8. Mai 2019 ist Prof. Mag. Peter Meier-Bergfeld, ein aktives Mitglied des Vereines Sakralkunst Oststeiermark, nach kurzem, schweren Leiden verstorben.

Peter Meier-Bergfeld wurde als erstes Kind von Fritz und Liesl Meier am 3. April 1950 in Nachrodt, im deutschen Sauerland, geboren. Sieben Jahre später kam sein Bruder Dieter zur Welt. Seine Kindheit war geprägt von der Nachkriegszeit und schweren Erschütterungen, die ihn sein Leben lang begleiten sollten.



Er konzentrierte sich ganz auf die Schule, machte mit 17 Jahren bereits das Abitur und zog zum Studium nach Bonn.

Es folgten intensive Jahre, denn neben seinem Studium der Geschichte, Germanistik, Philosophie und Pädagogik arbeitete er bereits als Redakteur bei „Christ und Welt“. Nach Abschluss des Studiums unterrichtete er sieben Jahre lang an einem Gymnasium, wurde als Pressereferent der Senatorin für Schule, Berufsausbildung und Sport nach Berlin berufen, war dann freier Journalist für verschiedene Tages-, Wochenzeitungen und Rundfunkanstalten. Schließlich schrieb er für die Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“.

Seine Magisterarbeit in Altgermanistik brachte ihn zum ersten Mal mit der Oststeiermark in Verbindung. Ein fast tausend Jahre altes Gedicht aus der „Vorauer Handschrift“ stand damals, 1978, im Mittelpunkt.

Nach der Wende in Deutschland war er Lehrbeauftragter an der Universität Leipzig und von 1998 bis 2000 an der Karl-Franzens-Universität in Graz.

Ab 1993 war Peter Meier-Bergfeld Korrespondent für den „Rheinischen Merkur“ in Österreich. Seine Reportagen, Essays, Kommentare und Interviews für alle Ressorts zeugen von seinem großen Wissen, seiner Wortgewaltigkeit und begnadeten Erzählkunst; farbig, überraschend, und immer ist das Bemühen um Verständnis, um Fairness, zu verspüren. Worauf es ihm beim Schreiben ankam: Der Tiefenblick, der zweite und dritte Gedanke, der Hintergrund.

Er zeigte Österreich, wie wir es selber hier oft nicht kennen oder noch nicht kennen. Dafür wurde ihm 2002 vom Bundespräsidenten der Titel Professor verliehen. Weitere Auszeichnungen sind das Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark und der Otto-von-Habsburg-Journalistenpreis, vor allem für die stete Berücksichtigung von Minderheiten in Europa.

Eine sehr persönliche Auszeichnung bedeutete seine Aufnahme in den Sankt-Georgs-Orden, dem europäischen Orden des Hauses Habsburg, die ihm im Vorjahr im Stephansdom in Wien zuteil wurde.

Zeit seines Lebens war er innig mit dem deutschen Sprachraum verbunden. Er bereiste dieses Gebiet, vor allem auch die Länder der k.u.k. Monarchie. „Kakanien, mit der Seele suchend“ lautet auch der Untertitel seines zweiten Sammelbandes.

An vielen verschiedenen Orten hatte Peter Meier-Bergfeld gewohnt. Er war sich sicher, dass er hier in der Oststeiermark seinen letzten Wohnort gefunden hatte.

Hier brachte er sich auch in das kulturelle Geschehen ein. Sei es in den Philosophischen Gesprächen der Bücherei Stubenberg oder als Vorstandsmitglied im Kunst- und Kulturforum Stubenberg. Die Mitarbeit im Verein SakralKunst Oststeiermark war geprägt von seinen literarischen Beiträgen, sei es in Texten zu Rosegger oder Abraham a Sancta Clara. Bei der letzten Kulturreise nach Prag konnte er selbst nicht mehr dabei sein, hatte aber den literarischen Teil Kafka, Mozart und Mahler betreffend so vorbereitet, dass wir daran teilhaben konnten.

Das wichtigste Vermächtnis sind seine persönlichen Begegnungen mit den Menschen und neben anderen Publikationen die beiden Bücher, in denen eine Auswahl seiner Arbeiten als Korrespondent veröffentlicht worden ist.

Quellen:

Lisbeth Scherr, Nachruf vom 13.5.2019

Egon Kapellari, Brief an die Trauergemeinde

## Autoren



Claus **Pressl**

*\*1988 in Graz*

*Feuilleton-Journalist mit Schwerpunkt Produktentwicklung, Kunsthistoriker Mag.phil., Diplomarbeit 2012/13 über das Thema Gibt es eine österreichische Kunst? Überlegungen zum Begriff „Kunstlandschaft“ am Beispiel Österreich.*



Gottfried **Allmer**

*\* 1959 in St. Johann bei Herberstein*

*Kulturschriftsteller, Korrespondent der Historischen Landeskommission für Steiermark seit 1986. Orgelkurator der Diözese Eisenstadt.*



Christian **Schleicher**

*Geboren in Schöffern, aufgewachsen in Schiefliten/Stubenberg – Matura Mus.päd.BRG Hartberg– 1979 Abschluss Studium der Handelswissenschaften. Nach zwei Jahren im Verlagswesen – Einsatz als Entwicklungshelfer in einem kaufmännischen Projekt in Papua-Neuguinea. Nach Rückkehr selbstständiger Kaufmann in Steyr. 2005 Rückkehr nach Stubenberg – vielfach engagiert im Kulturbereich.*



**Sakralkunst Oststeiermark**  
Stubenberg 5  
8223 Stubenberg am See

